

hinter mauern

**Janáceks «Aus einem Totenhaus» mit Boulez/Chéreau und andere
klaustrophobische Stücke an den Wiener Festwochen**

Samstag, 19. Mai 2007, St. Galler Tagblatt, Schweiz, Peter Surber

**Weggesperrt im Arbeitslager, misshandelt als Kriegsbeute, eingekesselt im
Ehekrieg – in Wien hat zur Festwochen-Eröffnung ein Thema dominiert, das
mit einem Guantánamo-Stück noch zugespitzt werden dürfte: Der Mensch in
Gefangenschaft.**

Der Kontrast ist heftig. Vorn auf der Bühne die zerlumpten Gestalten, die Erniedrigten und Beleidigten aus Dostojewskis Lagererinnerungen, welche Leos Janáček 1927/28 zu seiner Oper «Aus einem Totenhaus» bearbeitet hat. Vorne die Ausweglosigkeit und Armut zwischen haushohen meterdicken Betonwänden – und unten im Parkett und oben auf den goldenen Rängen des Schikaneder-Theaters an der Wien das elegante, festlich gestimmte Festivalpublikum, welches sich zur Spitzenproduktion der diesjährigen Festwochen eingefunden hat.

In der Musik steckt alles

Vorgesetzt erhält es eine musikalische Sternstunde. Pierre Boulez, der Opernskeptiker, hat sich Janáceks letztes und radikalstes, weil fast handlungsloses musikdramatisches Werk ausgewählt und Patrice Chéreau zum Regisseur berufen, mit dem er letztmals vor dreissig Jahren den bis heute prägenden «Ring» in Bayreuth erarbeitet hatte. Das Prädikat «historisch» hat die Wiener Aufführung damit bereits im Vorfeld zugesprochen erhalten – sie legitimiert es jedoch durch eine massstabsetzende Interpretation.

Janáceks expressive Partitur lässt Boulez in den farbigsten Facetten aufleuchten. Die Bläser, die das Stück dominieren, zeichnen Schmerz, Aufschreie, Trauer und Rebellion nach, das Schlagwerk hämmert den schweren Kettengang der Gefangenen fast körperlich schmerzhaft ein, aber auch verzweifelte und manchmal gar lustige tänzerische Fragmente, Bruchstücke der Erinnerung an ein Leben vor dem Lager, komponiert Janáček seiner fulminanten Partitur ein.

Getragen wird die Aufführung von durchwegs erstklassigen Sängern, mit einem ergreifenden John Mark Ainsley als Skuratow und Olaf Bär als Gorjantschikow an der Spitze. Das Mahler Chamber Orchestra und der Schönberg-Chor garantieren

makellose Präzision und Klangfülle. Die Handlung beschränkt sich auf vier Einzelerzählungen von Lagerinsassen mit einer unglücklichen Liebesgeschichte als Gravitationszentrum.

Eine konzertante Oper gewissermassen. Chéreau macht den Mangel an Handlung wett mit lebhafter Personenführung. Das Lagerleben erhält so eine Art vitaler Aufgekratztheit, die der Partitur Janáceks entspricht: einem Werk, das auf knappstem Raum die Motive auftürmt, schichtet und verdichtet und sich keinen Moment in ihren Einfällen verliert. So resultiert ein 100 Minuten dauerndes Konzentrat vom Menschen, der sich in aller Erniedrigung einen Rest von Selbstachtung erhalten hat.

Troja und Korea

Neben den gequälten Männern die geschlagenen Frauen: In einer Koproduktion mit Bühnen in Korea und den USA haben im abblätternden Schauspielhaus, einem Kleintheater nicht weit von Sigmund Freuds Berggasse, Euripides' «Troerinnen» Premiere. Mit einem koreanischen Ensemble hat die bosnische Regisseurin Aida Karic das antike Drama um die Frauen, die nach dem Fall Trojas den Griechen als Kriegsbeute zufallen, verknüpft mit dem Schicksal koreanischer Frauen, welche die japanischen Besatzer im Zweiten Weltkrieg als «Trostfrauen» in Bordelle zwangen.

Wiederum Wände auf leerer Bühne und wiederum eine phantastische Musik: Die Pansori-Sängerin Sunsook Kang singt das Leid der Frauen als eine unaufhörliche Klage in einem streng geführten, nie larmoyanten Singsang. Perkussion, Flöten und Saiteninstrumente untermalen das stilisierte Spiel von fünf Schauspielerinnen, die übergangslos Antike und Fernost verknüpfen, bald Cassandra, bald einer der brutal vergewaltigten jungen Koreanerinnen Stimme und Körper geben.

Nichts hier ist «action» wie im Kino, alles ist Erzählung, übersetzt in zuckende, sich windende, vor Schmerz rasende, sprechende und singende Körper als Träger der Geschichte. So zeigt in den «Troerinnen» genauso wie bei Janáček das Theater seine Kunst und Kraft – eindringlich und gefeit vor allem Voyeurismus.

Bei Janáček fliegt am Ende ein Adler, Sinnbild der Freiheit, über die Betonmauern weg. Die Troerinnen spannen am Ende ein riesiges weisses Tuch über die Schwärze hinweg, in dem sich Cassandra ein- und auswickelt. Die Hoffnung lebt auch im Kerker. Das könnte in einer weiteren Schwerpunktproduktion der diesjährigen Festwochen anders sein: Nächsten Dienstag hat «Honour Bound» Premiere, ein rasantes Körpertheater in vergitterter Kulisse über das US-Gefangenenlager Guantánamo auf Kuba. Die australische Produktion (Regie Nigel

Jamieson) erzählt die Chronik der Gefangenschaft des Australiers David Hicks, der dort seit 2002 gefangen gehalten wird.

Dreifach-Szenen einer Ehe

Ohne Gitter und Beton, aber nicht minder klaustrophobisch sieht es im «Gefängnis Ehe» aus. Der Holländer Ivo van Hove hat Ingmar Bergmans 70er-Jahre-Filmstoff bearbeitet: Drei Paare, dreimal Marianne und Johan, spielen synchron auf drei durch Blachen abgeteilten Spielflächen je eine Episode. Das Publikum sitzt hautnah und hört aus dem Nebenraum zugleich die Parallelszene mit. Die Nähe macht Sinn, denn was da verhandelt wird, wird den meisten Zuschauerpaaren geläufig sein. Die Nähe funktioniert aber auch, weil die holländischen Schauspieler bemerkenswert unverstellt spielen (und anstandslos deutsch sprechen).

Im zweiten Teil der für Wien, Amsterdam und Brüssel koproduzierten Inszenierung sind die Wände dann weg, auf einer freien Fläche entlädt sich der verdreifachte Konflikt in einer hoch amüsanten Schreiorgie. So vital kann Ehekrach sein – bevor er dann in ein allzu breitgewalztes Versöhnungsfinale mündet. Ein Ende mit Schrecken, wie man es den Insassen aller Lager dieser Erde nie wünschen würde, hätte den Szenen aus dem selbstgewählten Ehekerker besser getan.